



Illustriertes Familienblatt. * Begründet von Ernst Reil 1853.

Preis des Jahrgangs (1. Januar bis 31. Dezember): 8 Mark. Zu beziehen in 32 Halbheften zu 25 Pf. oder in 16 Heften zu 50 Pf.

Der Hohe Schein.

Roman von Ludwig Ganghofer.

(7. Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Droben in der Stube war auf dem Tisch schon der Tee bereit, und die Lampe stand dabei. Walter setzte sich auf das Sofa und füllte die Tasse. „Nehmen Sie einen Sessel, Mertl! Und trinken Sie die Schale Tee da! Und hier ist Brot und Fleisch!“ Der Moosjäger blieb stehen. „Na also! So kommen Sie doch und“ . . . Walter sprang erschrocken auf, als er bei der Lampenhelle einen Blick auf das Gesicht

des Mamertus Troll geworfen hatte. „Mertl! Um Gottes willen! Was ist denn mit Ihnen?“

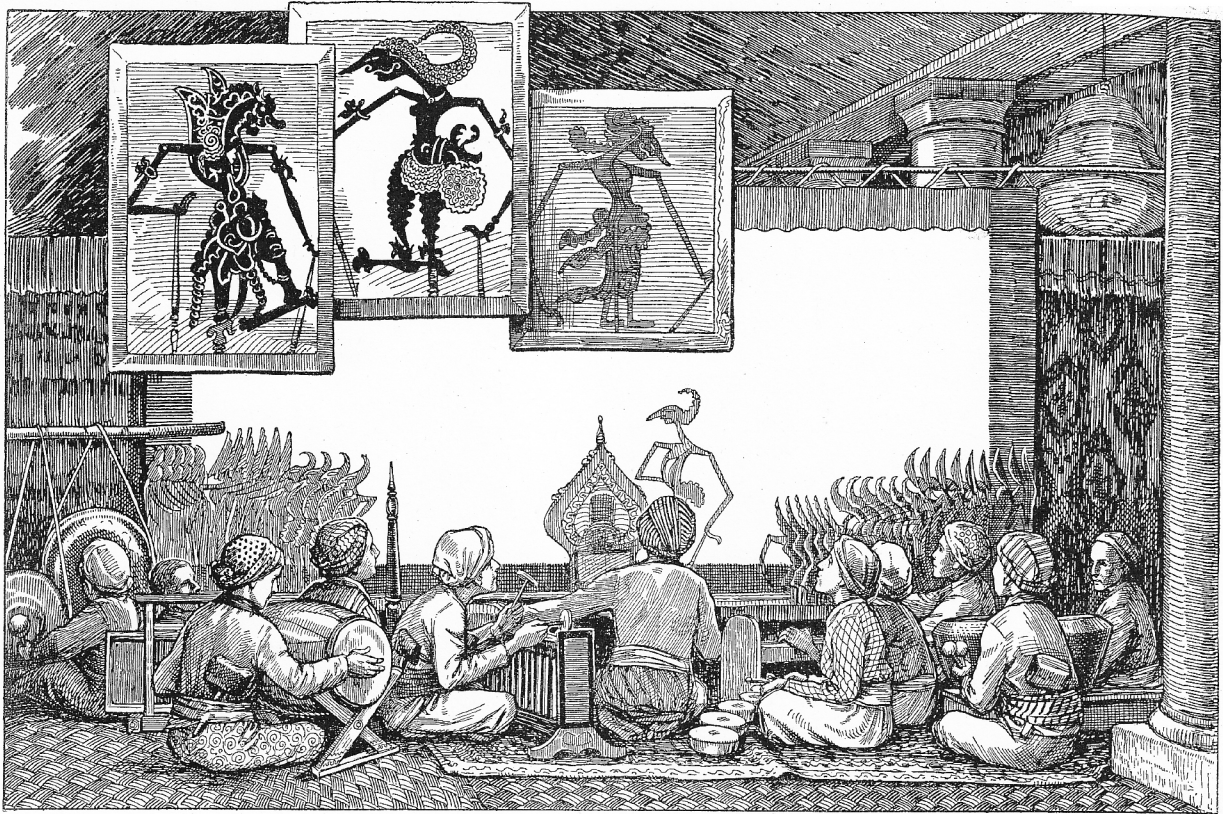
Dem Moosjäger stand der Schweiß mit glitzernden Tropfen auf dem erschöpften Gesicht, seine Augen waren weit aufgerissen, und die breite Brust arbeitete schwer.

„Aber so reden Sie doch! Ist ein Unglück geschehen?“ „Ein Unglück?“ Das Gesicht des Moosjägers verzog



Gänseliesl.

Nach dem Gemälde von Heinrich Stelzner.



Javanisches Schattenspiel (Wayang Kulit).
Nach einer Skizze von H. S. Rehm gezeichnet von Hanns Anker.

führungen werden „Wayang“ genannt, und das hochentwickelte Schattenspiel, das früher selbst Fürsten des Landes darzustellen nicht verschmähten, heißt „Wayang Kulit“. Heute noch wie in den ältesten Zeiten sitzt der Dalang, eine Art Rhapsoide, umgeben von den Gamelanmusikern, hinter der vier Meter breiten Leinwand und spricht die Dialoge, während das Orchester das phantastische Spiel der Figuren bald mit leiser, bald mit stürmischer Musik begleitet. Das letzte Bild gibt den Blick über eine solche Gruppe. In stiller Nacht müssen diese seltsamen Spiele, die

die Zuschauer in die Fabelwelt der Vorzeit zurückversetzen, wirklich etwas Mystisches an sich haben, und tatsächlich vermochten Europäer, die solchen Wayangs in dunkeln Hainen Javas beigewohnt, sich dem tiefen Eindruck der Vorgänge nicht zu entziehen. Javanische Wayangfiguren in ihrer kunstvollen Relief- und Flacharbeit befinden sich in verschiedenen europäischen Museen. Die bedeutendste Sammlung dieser Art aber dürfte das Museum für Länder- und Völkerkunde in Berlin aufzuweisen haben.

Eduard Mörike.

Zum hundertsten Geburtstag des Dichters, 8. September 1904.
Von Dr. R. Krauss.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Eduard Mörike — bei diesem Namen tut sich ein poetisches Zauberreich seltenster Art vor unseren staunenden Augen auf. Ein Mensch, der keinen anderen Wunsch an die Welt zu richten weiß, als daß sie ihn sein lassen und nicht mit Liebesgaben locken möge! Ein Sterblicher, der an den Unsterblichen keine innigere Bitte gehabt hat als die:

„Wollest mit Freuden
Und wollest mit Leiden
Mich nicht überschütten!
Doch in der Mitten
Liegt holdes Bescheiden.“

Und ein Mann, der, vom Mißgeschick in hundertfacher Gestalt verfolgt, von körperlichen Leiden gehemmt, von Sorgen um die äußere Existenz bedrängt, von unleidlichen Familienverhältnissen gemartert, in seiner Seele auf die Dauer keine Bitterkeit, keine Mißgunst aufkommen ließ! Fürwahr, dieser Mann muß zum Ausgleich einen unerhörten Reichtum an inneren Gütern sein eigen genannt haben, in deren sicherem Besitz er aller Pfeile spotten konnte, die ein feindliches Geschick gegen ihn schleuderte. Und so ist es gewesen. Wie die Schnecke

trug er sein eigenes Haus stets bei sich, in das er sich vertreiben konnte, wenn ihm Regen und Sturm den Aufenthalt draußen im Freien verleiden: ein kleines Feenstäubchen, erklingend von Liedern, duftend von Märchenblumen, umwoben von den schaurig-süßen Geheimnissen der Romantik. Hier war die wahre Heimat seines Geistes. Auch buchstäblich genommen, liebte er zeitweilig die friedlichen Schlupfwinkel, in denen sich ungestört denken und träumen und dichten ließ. Schon in seiner Vaterstadt Ludwigsburg zog sich der seelenvolle Knabe vom Spiele mit den Geschwistern und Kameraden zu stillen Werken der Beschaulichkeit gern in eine verborgene Ecke des Hauses zurück. In einer entlegenen Waldhütte, in einem verlassenem Gartenhaus trieb der Uracher Seminarist, der Lübbinger Student sein poetisches Wesen; nicht mit dem großen Trosse der lärmenden Jugend pflanzte er zu laufen; geräuschlos freuden gab er sich mit wenigen Auserwählten hin, nach einem Worte seines Freundes Friedrich Strauß eine Art Freimaurerloge um sich her errichtend, aus der alle Profanen ausgeschlossen waren. Und als die sieben- einhalb wechselvollen Wanderjahre des Pfarrvikars vorüber-

gegangen waren, in denen er nach fruchtlosem Ringen, außerhalb der Theologie eine Existenz zu finden, sich allmählich mit dem ihm augenblicklichen Berufe versöhnte, in denen er eine liebe Braut gewann und wieder verlor, als er endlich in Cleverjulgbach seinen festen Pfarrsitz erhalten hatte: da zimmerte er sich aus seinem bescheidenen Reich eine Idylle zurecht, deren stillen Zauber er uns in einem seiner lebenswürdigsten Gedichte „Der alte Turmhahn“ mit verlockenden Farben ausgemalt hat. Zu bald mußte sich der kränkelnde Mann, auf dessen zarten Schultern die Last jedes Amtes zu schwer drückte, von diesem trauten Heim losreißen. Er suchte nun in friedlichen Aufenthalten des württembergischen Frankenlandes Ruhe und Erholung. Noch einmal mußte er sich entschließen, in die Welt, in einen öffentlichen Wirkungskreis zurückzukehren, nachdem er endlich die Lebensgefährtin gefunden hatte, mit seinem Gretchen einen häuslichen Herd zu gründen im Begriff stand, an dem er, ach! so bittere Enttäuschungen erfahren sollte. Sein Stern wies diesmal nach Stuttgart. Der pensionierte Landpfarrer verwandelte sich in einen Literaturprofessor für junge Mädchen. Fast ein Vierteljahrhundert lebte er in der großen Stadt, ohne das geheime Grauen, das er vor ihrem geräuschvollen Treiben empfand, jemals ganz zu überwinden. Wie jämmerlich wurde einem da die schöne Zeit zerstückt, und wie konnte man trotz aller List, wenn man schon einmal das Unglück hatte, eine Berühmtheit zu sein, der Gefahr, totbesucht zu werden, kaum entkommen! Zuletzt hielt er es nicht mehr aus, und er entfloh nach einsamen Landorten. Und dann doch wieder zurück in die Hauptstadt, um hier in strenger Abgeschlossenheit die letzten Tage hinzuschleppen, bis ihm — am 4. Juni 1875 — der Tod als ein Befreier nahte.

Nicht lieblos hat die Welt den Dichter, dem sie so Herrliches dankte, von sich gestoßen: er selbst hat es vielmehr verschmäht, die Hände zu ergreifen, die sich ihm darboten. Der Vorwurf der Weichlichkeit, Bequemlichkeit, Trägheit ist ihm nicht erspart geblieben, und so ganz unrecht hat man ihm damit nicht getan. Sein äußeres Leben hätte sich wohl freundlicher gestaltet, wenn er es über sich gebracht hätte, den hemmenden Elementen, die in seinem weichen Naturell lagen, entschiedener entgegen zu wirken. Aber was die Schwäche des Menschen ausmacht, ist ein Segen gewesen für den Künstler. Ihm war das Dichten kein mühsames Geschäft, vielmehr ein freiwilliges Geschenk der Muse, das diese ihrem Liebling in Feiertagsstunden zu Füßen legte. Er lockte die Göttliche nicht an sich, er ließ sich von ihr rufen. Er hartete geduldig seiner Zeit, denn er wußte, daß sie doch wieder einmal kommen müsse. Und dann verstand er die Stunde zu ergreifen, festzuhalten, auszukosten bis auf den letzten Rest. Darum ist die Summe seiner Leistungen nicht groß, darum findet sich aber auch nichts Gemachtes, Erzwungenes, Erfünsteltes darunter, trägt vielmehr alles, was er geschaffen hat, das weihvolle Gepräge echten Künstlergeistes.

Und mag auch, zumal mit zunehmenden Jahren, der Dichtertrieb oft lange in ihm geschlummert haben: ein Dichter ist er doch gewesen zu jeder Stunde, bis zum letzten Atemzug, in allem, was er tat und was er nicht tat. Raum

von einem anderen empfängt man im selben Maße den Eindruck einer vollkommeneren poetischen Persönlichkeit wie von Mörike. Am stärksten vielleicht da, wo wir ihn im gewöhnlichen Treiben des Alltagslebens beobachteten. Alles hat sich, wie sein Freund Hermann Kurz von ihm rühmt, unter seinen Händen in Gold verwandelt. Mit tausenderlei holden Nichtigkeiten liebte er sich die langen Mußestunden zu verkürzen. Mit Kunst und Kunstgewerbe, mit Musik, mit sorgsam gewählter Lektüre. Er spielte mit Kindern, er scherzte mit Tieren. Er suchte das Leben der Natur zu verstehen und die Sprache der Vögel zu deuten. Und er spürte nach den geheimnisvollen Berührungen zwischen der irdischen und einer höheren unsichtbaren Welt im Wettstreit mit dem ihm innerlich verwandten Justinus Kerner, dem Weinsberger Sänger und Geisterseher. Was er auch trieb, er tat es mit jener Andacht des Gemüts, die selbst den unbedeutendsten Dingen Weihe und Adel verleiht. Auch in Zeiten, da der künstlerische Betätigungsdrang ruhte, hörte

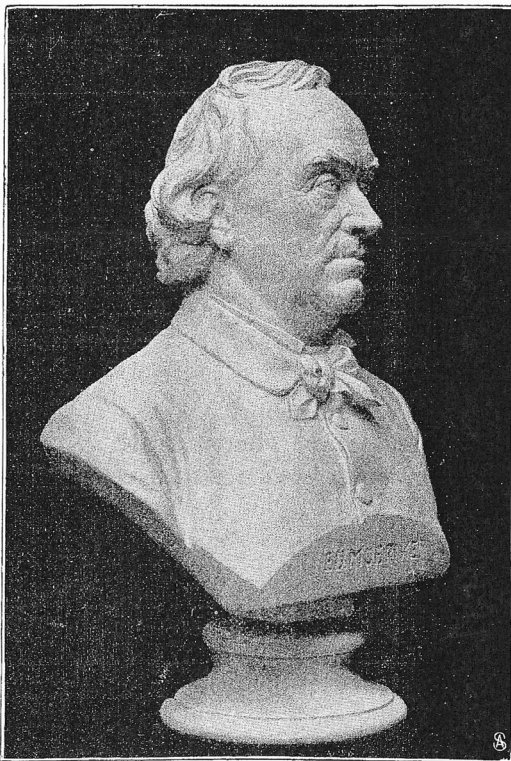
er doch niemals ganz auf, eine köstliche Art poetischer Kleinkunst zu üben. Wer und was seinem Herzen und seinem Denken nahe stand, ward mit seinen ammutigen Gelegenheitsversen überschlüttet, die, wie geringfügig ihr Inhalt und wie ungefeilt ihre Form sein mag, doch alle etwas von der Besonderheit seines Wesens an sich tragen, von dem wunderbaren Glanze, durch den sich seine Erzeugnisse sofort als sein geistiges Eigentum bestimmt ausweisen.

Er selbst hat indessen von diesen Kindern des Augenblicks nur wenige in die Welt geschickt oder in das Heiligthum seiner streng behüteten Gedichtsammlung eingelassen. So ist diese trotz steten Zuwachses noch in der letzten Ausgabe von seiner Hand ein verhältnismäßig schlanker Band geblieben. Aber welche Fülle von warmen Lebensregungen, edlen Empfindungen, hohen Gedanken drängt sich hier nicht auf engem Raume zusammen! Welch ein unermeßlicher Reichtum an Stoffen und Formen, an Farben und Tönen! Bald klingt aus seinen Liedern gemeinsames Leid und Freud von Tausenden, bald das persönliche Gefühl des ein-

zelnen, des eigenen Ich; jetzt bewegt er sich in den naive schlichten Bahnen des deutschen Volkslieds, dessen Weisen er täuschend bis auf die letzten, feinsten Schwingungen nachzuahmen versteht, dann bedient er sich des edlen Stils streng altklassischer Formenkunst, häuft Bilder auf Bilder, als ob er zeigen wolle, welche stolze Pracht die deutsche Sprache zu entfalten vermag. Aber in welche Gestalt ihn immer sein Zaubermantel umwandelt, in einem bleibt er unwandelbar derselbe: in der Echtheit, in der Wahrheit seines poetischen Empfindens, in der erquickenden Harmonie zwischen Inhalt und Form, Gedanken und Worten, im vollkommenen Ausgleich zwischen Wollen und Können. Hierin rückt er dicht an Goethe, den Vollender unserer nationalen Lyrik. Und er gleicht dem Meister auch darin, daß ihm die Liebe der Urquell des menschlichen Fühlens, der Artton alles Dichtens ist.

„Ach, sag mir, alleinige Liebe,
Wo Du bleibst, daß ich bei Dir bliebe!“

Amor, der Schelm, hat dem Dichter seine gefährliche Tinte verkauft, so daß ihm, wenn er was Nützliches schreiben will,



Büste von Ed. Mörike, modelliert von H. v. Donndorf.
Nach einer photographischen Aufnahme von L. Schaller, Stuttgart.

gleich ein Liebesbrief, ein Erotikon daraus wird. Alle die Frauengefalten, die in seinen Lebensgang eingegriffen haben, schauen uns entgegen aus den Blättern des Gedichtbuchs: seine Base Märchen Neuffer, des Seminaristen zarte Jugendliebe, an die sich für ihn die beglückende Erinnerung geknüpft hat, wie er einst mit ihr „unter einem Schirm geborgen“; durch die regnerischen Straßen der Stadt wandeln durfte:

„Endlich einmal Arm in Arm!“

Dann Peregrina, jene verführerische Fremde, die ihm lächelnd den Tod im Kelch der Sünden reichen wollte, bis er schauernd „verjährt den Betrug“ entdeckte und „das schlanke, zauberhafte Mädchen“ ferne von sich gehen hieß; die oberchwäbische Schulmeisterstochter Josephine, die sich einst beim Hochamt mit den Himmelsklängen ihrer süßen Flötenstimme in sein Herz einschmeichelte; die anmutig schlichte Luise Nau, seine durch die Ungunst der Verhältnisse ihm geraubte Braut, der er seine herrlichsten Sonette gewidmet hat; endlich seine vielbesungene Gattin Margareta, deren Bild sich um so unverwischbarer ihm in die Seele einzeichnete, weil „der Gram mit dunkeln Kranz“ ihre unschuldigen Schläfen schmückte. Daneben die Geburten seiner Phantasie, die im knappen Rahmen der Romane mit vollkommener plastischer Rundung hingestellt sind: „Das verlassene Mägdelein“, „Schön Rothtraut“ und wie sie alle heißen, denen sich der unheimliche Feuerreiter, Jung Volker, der Räuberhauptmann „mit Fiedel und mit Flinte“, anreihen. Von allem Menschlichen ist dem Dichter nur eines fremd geblieben: das Unreine, das Unfeinsche, das Unheilige. Von ihm gilt, wie kaum von einem zweiten, das Goethesche Wort:

„Und hinter ihm im weissen Schein
Lag, was uns alle bündigt, das Gemeine.“

Seine Poesie zeigt das unschuldsvolle Antlitz eines Kindes. Und aus einem Kindergemüt heraus sind seine taufrischen Idyllen, seine köstlichen Märchen, seine neckischen Scherzgedichte entsprungen. Sie alle durchleuchtet und durchwärmt sein sonniger Humor, der, schalkhaft, aber niemals von verletzender Schärfe, stets erkennen läßt, daß er aus dem Goldgrube eines treuen Gemüts emporgestiegen ist. Ein ur- und eigenvölkischer Humor, der manchmal fast riesenhafte Dimensionen annimmt, wie im Märchen vom sicheren Mann, dem ungeschlachten Riesen Suckelborst, der sich aus geraubten Scheuertoren ein gewaltiges Buch zurecht macht, darein für die Geister der Unterwelt bestimmte Weisheit einzeichnet und schließlich dem Teufel seinen Schwanz ausreißt, um den als Buchzeichen zu verwenden.

Es mag sein, daß das Barock an Mörikes stark subjektivem Humor nicht für jedermanns Verständnis oder Geschmack

ist. Aber wenn seine Lieder nichts bedeuten, dem darf man wohl überhaupt das seelische Organ für die Dichtkunst absprechen. Von zahllosen Komponisten, zuletzt von dem genialen Hugo Wolf, wieder und wieder in Musik gesetzt, müssen sie fortklingen, so lange der Sinn fürs Schöne unter uns Deutschen nicht völlig ertötet ist, und in immer weitere Kreise der Familie, des Volkes dringen. Daneben werden Tausende mit Lust zu seinen Prosadichtungen greifen und aus ihnen die reinsten künstlerischen Genüsse schöpfen, zumal aus seinem Jugendromane „Maler Nolten“, dem einzigen umfangreicheren Werke, das er hinterlassen hat. Wie hat er da den zartesten Regungen und Wandlungen der menschlichen Seele bis in ihre verborgensten Falten nachgespürt, dem Walten höherer Mächte in der Weise des Romantikers geheimnisvollen Einfluß auf die Gestaltung irdischer Schicksale vergönnend! Welch ein treues und doch poesieverklärtes Bild hat er in seiner Jubiläum-Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag“ von diesem seinem Lieblingskomponisten und dessen Gattin Konstanze entworfen, indem er die wehmütige Ahnung des nahen Todes in die fein humoristische Schilderung eines glücklichen Tages aus dem Leben des Meisters mischt! Und wie kühn versteht er nicht in seinen Märchen, deren Stoffe und Motive bis auf den letzten Rest aus freier Erfindung hervorgegangen sind, Zaubertrick und Wirklichkeit durcheinander zu wirbeln! Darunter das köstliche Märchen vom Stuttgarter Hühelmännlein, einem schwäbischen Voltergeist von Mörikes Gnaden, der mit verwechsellsten Glücksstücken und einem stets nachwachsenden süßen Schmirgelaib allerhand Unfug anstiftet. Eine liebliche Episode aus dieser Dichtung, die Geschichte von der schönen Lau, jener in den Blautopf bei Blaubeuren verbannten Wasserfrau, die erst fünfmal gelacht haben muß, ehe sie ihrem gestrengen Eheherrn, einem Donaunig, Kinder schenken und von diesem wieder in Gnaden angenommen werden kann, hat durch Moritz von Schwind's herrliche Illustrationen noch einen besonderen Reiz erhalten.

Auch als Prosaschriftsteller gehört Mörike mit seiner Klarheit, an Goethe geschulten Darstellungsweise und seinem edlen Stil, dem doch aus der Volkssprache entlehnte oder ihr nachgebildete Bestandteile Kraft verleihen, zu unseren Klassikern und will als solcher genossen sein. In den Feiertagsstunden unseres Daseins, wenn man dazu aufgelegt ist, alle Erdenischere von sich abzutun. Denn in seiner Kunst spinnst sich nicht das Alltagsleben fort, sie entückt uns vielmehr in schönere Gefilde, wo wir im beseligenden Verkehr mit holden Phantasiegeschöpfen zwar nicht vergessen, daß wir Menschen sind, wohl aber, daß gemeiner Staub dem Menschlichen anhaftet.

Das teuerste Element.

Von Dr. S. Saubermann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Die selbsttätige Strahlung oder Radioaktivität scheint nach den neueren Untersuchungen viel häufiger zu sein, als man ursprünglich annahm. So ist zum Beispiel noch wenig allgemein bekannt, daß auch die Atmosphäre ein selbsttätig strahlendes Gas, allerdings in einer für unser Vorstellungsvermögen kaum faßbaren Verdünnung, enthält. Zwei deutsche Physiker, Prof. Eister und Geitel-Wolfsenbüttel, haben diese Tatsache mittels klassischer Versuche nachgewiesen. Sie hängten einen Kupferdraht ins Freie und luden ihn mit hochgespannter negativer Elektrizität. Er erwies sich sodann viel stärker selbsttätig strahlend (radioaktiv) als z. B. die ersten Baryumfällungen aus der vielgenannten Pechblende. Erhöhung bis zur Notglut beeinträchtigte die errungene Fähigkeit nicht; dagegen konnte sie durch festes Abreiben mit einem Wollappen auf diesen so übertragen werden, daß seine Asche starke photographische Wirkungen hervorrief und selbst den Leuchtschirm anregte. In unterirdischen Galerien fand sogar noch eine Steigerung des Übertragungseffektes statt. Dieselben Forscher fanden auch gewöhnliche Materie, in höherem Maße natürliche Zone und ganz besonders den zu Heilzwecken benutzten Jango radioaktiv. Letzterer, der aus einer oberitalienischen Sprudeltherme (Battaglia) stammte, konnte in chemische Behandlung genommen werden, was bei den anderen Materialien an und für sich aussichtslos schien. Der feine Schlamm

wurde mit heißer Salzsäure ausgelaugt; die mit Baryumchlorid versetzte Lauge lieferte sodann bei Schwefelsäurezusatz ein Baryumsulfat, das beim Ausfällen den aktiven Stoff des Jango mitgeriffen zu haben schien. Verschiedene mit dem Präparat angestellte Versuche wiesen auf eine große Ähnlichkeit der gesuchten Substanz mit dem Radium hin. Natürlich besitzt das angewendete Verfahren durchaus keine praktische Bedeutung, etwa für Radiumgewinnung, denn da 1000 Kilo Pechblenderückstände zwischen ein Zehntel und zwei Zehntel Gramm Radiumbromid ergeben, so müßten bei dem unendlich geringen Gehalt des Jango von der heute kostbarsten Substanz nicht weniger als zehn Millionen Kilo verarbeitet werden, um ein Gramm Radium zu liefern. Seine Herstellungskosten, verursacht durch Apparate, Säuren, Baryumchlorid, Arbeitslohn usw., möge sich jeder Unbefangene danach selbst ausrechnen. Indessen offenbart es sich immer eindringlicher, daß der Erdball an radioaktivem Material sehr reich ist; leider aber tritt dieses selbst in der konzentriertesten Form, die uns bekannt ist, im Uranopyd, noch so verdünnt auf, daß die anderen „Fundstellen“ nur unsere Neugierde, unseren Wissensdrang und unsere — Verzweiflung erregen können.

In beträchtlichem Gegensatz zu dem geschilderten Material, das sich, wenn auch sehr mühselig, dennoch in eine greifbare oder wenigstens chemisch nachweisbare Form bringen läßt, steht die